

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 36 (1962)

Artikel: Sophie Haemmerli-Marti
Autor: Tschopp, Charles
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-559149>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SOPHIE HAEMMERLI-MARTI

Vorwort. Die folgenden zwei kleinen Ergänzungen zur Kenntnis von Sophie Haemmerli-Martis Leben sind unabhängig voneinander entstanden. Als ich für einen ganz andern Zweck Akten des Seminars durcharbeitete, traf ich auf Spuren der Schülerin Sophie Marti. Viel Besonderes konnte ich von diesen Spuren nicht ablesen; doch fand ich es reizvoll genug, Äußerungen der Dichterin im Buche «Mis Aargäu» den damaligen Verhältnissen gegenüberzustellen.

Mit der zweiten Skizze erfülle ich eine Dankesschuld: In meinem Roman «Der Lebenskandidat» schildere ich den Besuch bei einer Frau Martin, für die Sophie Haemmerli-Marti gewisse Züge leihen mußte. Was der Dichterin und ihrer Umgebung tatsächlich zukommt, wollte ich schon längst ablösen und durch gewisse Einzelheiten des wirklichen Erlebnisses ergänzen.

Sophie Marti als Schülerin des Seminars

Am 30. April und am 1. Mai 1883 fanden die Aufnahmeprüfungen für das Seminar in Aarau statt. Der offizielle Titel dieser Schule lautete damals «Töchterinstitut und Lehrerinnenseminar Aarau»; denn sie war trotz staatlicher Unterstützung und gewissen Abmachungen noch keine kantonale Anstalt. Ihre Unterrichtsräume lagen zuoberst im Westflügel des Pestalozzischulhauses, also sehr nahe beim Bahnhof.

Vier Kandidatinnen waren angemeldet: Anna Meier von Solothurn, Maria Frey von Kriegstetten SO, Sophie Marti von Othmarsingen und Emma Leuch von Zofingen.

Sämtliche vier wurden definitiv aufgenommen. Heutzutage kennt man vorsichtigerweise nur noch die provisorische Aufnahme; man glaubt nicht mehr so unbedingt an die Zuverlässigkeit der Prüfung. Aus der vierten Klasse der Aarauer Bezirksschule traten weitere acht prüfungsfrei in das Seminar hinüber. Die erste Klasse zählte also $8 + 4 = 12$ und, weil im Laufe des Jahres weitere vier eintraten, schließlich 16 Schülerinnen; die zweite Klasse 14; die dritte Klasse $9 + 3$ später eingetretene, mithin 12 (eine 4. Klasse wurde erst von 1895 an geführt). 11 der 16 in der ersten Klasse, 5 der 14 in der zweiten und 8 der 12 in der dritten besuchten alle Pflichtfächer des Seminars. Es trachte-

ten also bloß 24 von den 42 darnach, Lehrerinnen zu werden. Die übrigen genossen als Institutsschülerinnen nur jene Fächer, die ihnen paßten.

Wir dürfen uns also einen ziemlich idyllischen Betrieb an einer winzigen Schule vorstellen, die allerdings damals hinsichtlich der Frequenz durch eine Krise hindurchging.

Sophie Marti (geboren 18. Februar 1868) war die jüngste der Klasse, knapp 15jährig, obwohl sie eine vierklassige Bezirksschule durchlaufen hatte. Von ihrer Gemeindeschulzeit schreibt sie aber: «D Schuel het eim au nid vill Moläscht gmacht, mer het öppe en Klaß überhüpft, wenss eim z langwilig worde isch...» (Aus: «Mis Aargäu», wie alle folgenden Anführungen). Sie besuchte sämtliche Pflichtfächer, dazu Englisch und Italienisch, und lebte bei einer Frau Pfarrer Imhof in Pension für jährlich 600 Franken. Die Pensionspreise schwankten damals zwischen 400 und 650 Franken, waren also für jene Zeiten und besonders im Verhältnis zur Lehrerinnenbesoldung ziemlich hoch; Sophie Marti erhielt später in Oetlikon (bei Würenlos) 1200 Franken Jahreslohn.

Bei Pfarrers war Sophie Marti gewiß recht, aber streng brav gehalten, was dem Mädchen vom Lande nicht immer gepaßt haben mag. Im Hause lebten Töchter, die mit lupengenaunen, rührend unechten Bildchen rührend unechte Albumverse schmückten: «Drum ist ein Blümchen dir gegeben, So nimm es schnell ans warme Herz», lese ich auf einem Blatt aus jener Zeit und aus jener Familie, das mit verschiedenen ähnlichen vor mir liegt. Die viktorianische Prüderie herrschte damals auch bei uns. 1889 geistert durch das Tagebuch des Rektors der Schatten einer ganz düstern Geschichte: Er werde die Inspektorenkonferenz ersuchen, «den Kostgeberinnen zu eröffnen, daß, wenn sie es mit Beaufsichtigung der Töchter nicht genau nehmen würden, ihnen das Recht, Töchter in Pension zu nehmen, entzogen werden könnte». Und später fügt er bei: «...Der vorhin erwähnte Fall wird dahin erledigt, daß man der betreffenden Tochter keine geringere Betragensnote gibt, obwohl sie nicht gänzlich untadel-

haft ist, der Kostgeberin aber, der Frau Schwarb, keine Tochter mehr in Pension anvertraut. Dabei bekam ich Kenntniss von Unschicklichkeiten, die sich an einem andern Ort ergeben, wo eine Schülerin zugleich mit Herren gegessen. So etwas soll nicht mehr gestattet werden.» Gewiß war bei Frau Pfarrer in dieser Hinsicht alles in Ordnung.

Im nächsten Schuljahre, 1884/1885, trat Sophie Marti gesundheitshalber während des zweiten Quartals aus der zweiten Klasse aus. Von einer kurzen Notiz abgesehen, findet sich darüber nichts in den Akten der Schule. In jenen Zeiten wurde sehr häufig über die schlechte Gesundheit der Schülerinnen geklagt. Schon 1883/1884 war aus Sophie Martis Klasse eine Schülerin, Katherine Pfau, wegen Bleichsucht, der damaligen Modekrankheit junger Mädchen, ausgetreten. Von 1873 bis 1896 starben 7 Schülerinnen der doch sehr kleinen Schule während der Schulzeit und 7 so kurz darnach, daß ihr Tod mit bewegten Worten in den Jahresberichten mitgeteilt wird. Recht häufig mußten einzelne aussetzen, so daß Sophie Martis Weggang kaum aufgefallen sein wird. Immerhin findet sich im Jahresbericht für 1884/1885 eine Stelle, die fast wie eine Verteidigung tönt: «Der Gesundheitszustand der Schülerinnen war ein normaler. Krankheitserscheinungen, wie sie auch außerhalb der Schule bei Mädchen dieses Alters vorkommen, zeigten sich natürlich hin und wieder, ohne daß daraus der Schule ein Vorwurf gemacht wurde. Diese macht überhaupt nicht den Anspruch, eine sanitarische Präservativanstalt zu sein.»

In diesem Schuljahre 1884/1885, in dem von insgesamt 41 Schülerinnen sich vermutlich 28 dem Lehrerinnenberuf widmen wollten, traten in das Seminar folgende spätere Klassengenossinnen Sophie Martis ein: Pauline Hämmerli von Lenzburg, geboren 5. Februar 1868, und Frida Wedekind von San Francisco, geboren 13. November 1868.

Pauline Hämmerli, die als über 92jährige 1960 in Aarau starb, bewies später ihr Lehrtalent und ihre hervorragende Intelligenz als Bezirkslehrerin in Aarau (4 Jahre älter, geboren am 14. Mai

1864, war ihre Schwester, die langjährige, hochgeschätzte Lehrerin an der Mädchenoberschule von Lenzburg). Frida Wedekind aber ist als die berühmte Sängerin Erika Wedekind bekannt. Sie besaß eigentlich drei Vornamen: Fri(e)da Marianne Erika, und man behauptet, ihre Eltern hätten gewünscht, daß sie als Erwachsene den Vornamen gemäß ihrer Lebensstellung wählen könne: Frieda, wenn sie Lehrerin, Marianne, wenn sie Hausfrau würde; Erika aber als Künstlerin.

Pauline Hämmerli und Frida Wedekind fuhren jeden Tag heim, was Sophie Marti auch tat, als sie in die Schule zurückkehrte. Pauline Hämmerli nahm bloß, wie früher ihre Schwester, «bei Frau Beck Suter» in der Kirchgasse das «Mittagessen für 80 cts» ein.

Am 10. August 1885, also zu Anfang des zweiten Quartals, trat Sophie Marti wieder in die zweite Klasse ein, in welche mittlerweile Frida Wedekind und Pauline Hämmerli vorgerückt waren. Und damit begann ihre hohe Zeit des Seminarlebens: «...d Aarauerzit isch di schönscht gsi vo miner Juget, s Härz goht mer iez no uf, weni dra danke. All Morge früe uf und i di schön Wält use, all Tag öppis Neus z lehre...»

Sie waren ihrer 17 in der Klasse, wobei nicht entschieden werden konnte, wie viele davon wirklich Lehrerinnen werden wollten; denn etliche hatten sicherheitshalber sämtliche Fächer belegt, ohne sich für den Lehrerinnenberuf ausgesprochen zu haben. Sophie kam noch rechtzeitig für die große Reise der Gesamtschule über den Gotthard nach Airolo. Natürlich wanderte man fast ausschließlich auf der Hauptstraße, die aber damals gänzlich verödet war.

Beim Stichwort «alte Zeit» denkt man an große, überfüllte Klassen; andererseits waren aber gerade an den höhern Schulen die zu unterrichtenden Gruppen sehr klein und das Empfinden ausgeprägt, daß eigentlich nicht «Klassen», sondern nur wenige zugleich unterrichtet werden sollten. Als kurz nach Sophie Martis Schulzeit die Klassen anschwellen, antwortete die Lehrerschaft sehr verärgert darauf: «Es ist das», heißt es im Jahres-

bericht, «auf einer Stufe, wo an die Stelle des katechisierenden Unterrichtes mehr und mehr der sokratisierende treten muß und an Stelle der sinnlichen Anschauung vielfach abstrakte Verstandestätigkeit, fast eine zu große Zahl. Mit einem bis zwei Dutzend, hat einmal ein Schulmann gemeint, sei in diesem Lebensalter der schönste und ersprießlichste Unterricht möglich, und gewiß hat er recht. Man sollte in jeder Stunde nicht nur einmal, sondern mehrere Male zu jeder Schülerin kommen und den Lehrstoff dialogisch durcharbeiten.»

Eigenartig wirkten die Institutsschülerinnen, welche nur die ihnen passenden Fächer besuchten. Sie waren immer das leichtere Volk, besaßen kein Sitzleder und empfanden eine merkwürdige Scheu vor schwierigeren Fächern wie der Mathematik. Andererseits kamen sie oft aus guten oder reichen (oder guten und reichen) Familien, was in jenen Zeiten gar nicht gleichgültig war. Sie wirkten nicht so verkrampft und unfrei wie die meist ebenso ehrgeizigen wie weltunerfahrenen Seminaristinnen. Man dachte gelegentlich daran, sie zu trennen; aber, wie der Rektor 1893 schreibt: «Je und je haben wir das Aufkommen verschiedener Stände bekämpft und werden uns auch fürderhin dagegen wehren, daß sich hier im Salon an Delikatessen nippende Dämchen zusammenthun, dort in der Küche seminaristische Aschenbrödel die schwere Arbeit verrichten müssen und obendrein noch über die Schultern angeschaut werden. Bleiben die Töchter nur hübsch beisammen, so können sie . . . auch voneinander lernen, die einen das ihnen noch fehlende Savoir vivre, die andern ernsthaften Fleiß und Ausdauer und Bescheidenheit.»

Welches waren nun aber die Fächer und Lehrer, die Sophie Marti genießen durfte? In erster Linie soll Rektor Keller erwähnt werden. Bei ihm schrieben sie im Jahre 1883/1884 als Erstkläßlerinnen 10 Aufsätze, lasen «Maria Stuart» und «Luise» von J. H. Voß; in der zweiten Klasse 1885/1886 studierten sie Stellen aus dem «Nibelungenlied» und aus «Gudrun», dazu ausgewählte Gedichte Walthers von der Vogelweide. In der dritten trat vom Herbst an der neue Rektor Suter an die Stelle Kellers, der als

Seminardirektor nach Wettingen gewählt worden war. Für die Art der Lektüre brachte das wohl keine Änderung. Sie lasen «Hermann und Dorothea», «Nathan der Weise», «Tasso», «Egmont», Klopstocks ausgewählte Oden, Dichtungen von Goethe, Schiller und Uhland. Es «het bi eus a der Töchterschuel de fin Räkter Chäller mit sim rotbärtige Glehrtegsicht d Bible usgleit und eim di alte und neue Dichter eso ärdeschön härebrocht, as mer Stäg uf und ab nume no hätt möge Klopstockode ufsäge.» Klopstock blieb noch lange einer der Lieblingsdichter der Schule; und als eine Schülerin am 10. Juni 1894 starb, schrieb der Rektor im nächsten Jahresbericht, der sonst die übliche Trockenheit der Jahresberichte aufweist, die Verstorbene habe noch mit Klopstock «des Maies Erwachen» empfunden, «wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft und zu dem Hügel herauf rötlich er kommt». Die Beschäftigung mit Uhland wirkte noch in den Patentaufsatz hinein, dessen Thema lautete: «Welche Berechtigung hat es, daß jedes Lesebuch ohne Ausnahme eine so große Zahl Uhlandscher Dichtungen enthält?»

Auch Pädagogik und, wie man aus der obigen Stelle ersieht, Religionslehre erteilte Rektor Keller (in jenem Fach im letzten Semester durch den neuen Rektor Suter, in diesem durch Pfarrer Wernly ersetzt). «Aber mit der Religion hämmer em s Läbe nid liecht gmacht, will no allewil vom Strußehandel noch öppis bhanget isch und niemer meh so rächt het welle a d Wunder glaube.» Aber im ganzen muß Rektor Keller einen gewaltigen Einfluß auf die Schülerinnen besessen haben. Vielleicht empfanden sie (und empfand Sophie Marti ganz besonders), daß er im besten Sinn ein «Frauenlob» war. Man warf damals der Aarauer Schule vor, daß sie die Schülerinnen in drei Jahren zum Patent führe, wogegen in Wettingen vier Jahre verlangt wurden. Als diese Vorwürfe zu einem allgemeinen Angriff auf die Bildungsfähigkeit der Frauen führten, schrieb er im Jahresbericht 1885/1886: «Es ist im weiteren ein gehöriges Maß von Petulenz oder Ignoranz erforderlich, um die Behauptung auszusprechen...

der Knabe repräsentiere die Kulturfähigkeit überhaupt oder nur vorzugsweise, und das Weib sei lediglich vom Standpunkt der Höflichkeit aus als Homo sapiens zu betrachten. Dichter, Physiologen und Psychologen haben längst dargetan, daß die beiden Geschlechter erst zu einem Idealbild des Menschen die konstituierenden Merkmale liefern.»

Vom Abschied aus der Schule schreibt Sophie Haemmerli-Marti: «...und denn hämmer euse Lehrere d Händ drückt zum Adiesäge. Vo einere hets eim weh to, es schmirzt mi hüt no, wenn i dra danke... E Name het si gha, grad so schön wie de vo der Diotima. Er paßt zu eusne Bärge und Flüene...» Daß damit Fräulein Flühmann gemeint ist, kann man vom ersten Augenblick an nicht bezweifeln; man kann bloß sich darüber wundern, daß ein der Bedeutung nach so hartkantiger Name, der für einen Mann paßte, als eben so schön wie jener weiblichste und weichste der Diotima erachtet wird. «Lehrer, as mer si hätt selle vergulde», besaßen sie in Aarau, so rühmt Sophie Haemmerli-Marti und fährt ganz schwärmerisch weiter, «bsunderbar Eini, wo es Paar Auge gha het wie zum Himmel usgstoe.» Und an anderer Stelle wiederholt sie: «Es Paar blauu Auge het si gha, wo n eim dur und dur gluegt händ bis i Grundbode vo der Seel abe.» Fräulein Flühmann, mit der Sophie Haemmerli-Marti auch späterhin in fruchtbarer geistiger Verbindung blieb und die irgendwie einen Zauber auf ihre Schülerinnen auszustrahlen vermochte, der aus ihren Schriften nicht mehr zu erfassen ist, war als Lehrerin ein Tausendsassa: Sie lehrte Kirchengeschichte (in der ersten Klasse bis zur Reformation, «mit Übergehen der weniger fruchtbaren Partien»), Welt- und Schweizergeschichte, Italienisch, Geographie und sogar Turnen: «Frei- und Ordnungsübungen: Schritarten, Hüpfen, Armübungen, Reigen. Geräteübungen: Mit Stäben, an der waagrechten Leiter, an Reck und Barren. Springübungen und» – als versöhnenden Abschluß! – «Spaziergänge.»

Französisch und das fakultative Englisch erteilte ein Fräulein Jaggi (dessen gichtknotige Hände ich 20 Jahre später als Kind

bestaunte), Singen der seinerzeit in Aarau sehr bekannte Burgmeier, der Vater des ebenso hoch geschätzten Kunstmalers. Mathematik und Naturkunde (die in der dritten Klasse 2 Stunden Mineralogie mit Einschluß der Geologie und 2 Stunden Physik umfaßte), Schreiben oder Kalligraphie genoß Sophie Marti bei einem Herrn Stacher, der merkwürdig wenig Erinnerungen und Zeichen seines Lebens hinterlassen hat. Sophie Haemmerli-Marti rühmt, aber die Stelle ist leicht ironisch gefärbt, was sie in der Mathematik schließlich alles konnten: «Mit zächestellige Zahle simmer umgsprunge wi mit Holdermannndlene! Aber as mer no mit Unbekannte händ chönne rächnen, das het is erscht rächt de Chambe gstellt.» Dreisatz und Vielsatz, Zins-, Rabatt- und Diskontorechnungen, Mischungs- und Münzrechnungen, einiges kaufmännisches Rechnen und schließlich Gleichungen ersten Grades mit einer oder mehreren Unbekannten: Nur im letzten Schuljahr reichte dieses wohlweislich «Arithmetik» benannte Fach in die Algebra hinein, und nur die Gleichungen mit mehreren Unbekannten fallen wenigstens in das Pensum des ersten Quartals der ersten Klasse im heutigen Lehrerinnenseminar.

Das Pensum der Geometrie führte in der ersten Klasse «bis Pythagoras», in der zweiten bis zur «Ähnlichkeit und Stereometrie». In der dritten Klasse kamen «die Fortsetzung zur Stereometrie und die Repetitionen» dazu. Die Stereometrie wird kaum über den Stoff der zweiten Klasse der Bezirksschule gereicht haben; die «Ähnlichkeit», die wir vor bald 50 Jahren noch für die Kantonsschulprüfung bereit hielten, wird heute ganz am Anfang der höhern Mittelschule bewältigt.

Im Frühling 1887 trat Sophie Marti mit ihrer Klasse zur Patentprüfung an: «Eusere sibni sind die säbe Hustage zum Aarauer Seminar us cho mit nagelneue Lehrgottepatänte. Und was für sibni: durewägg die overscht Note, eis is ander grächnet...» Man kennt, verlacht und verachtet jenen Professor, der gewisse Erörterungen so zu beginnen pflegte: «Hier irrt Goethe...» Aber ich komme nicht darum, zu schreiben: Hier irrt

Sophie Haemmerli-Marti. Tatsächlich bestanden 15 die Patentprüfung, eine zwar mit der Bemerkung: «Nur ein bedingtes Patent auf zwei Jahre mit der Bedingung, daß sie eine Nachprüfung in der Mathematik zu bestehen hat.»

Allerdings stimmt das wohl: Sieben darunter erwarben sich die höchste Gesamtnote, nämlich 5. Es gab im Patent nur ganze Noten: 5, 4, 3 (= genügend), 2 und 1. Die Gesamtnote wurde aus Pädagogik, Probelektion, Religionslehre, Deutsch, Französisch, Arithmetik, Geometrie, Naturkunde, Geschichte und Geographie errechnet; obwohl es sich um ein Lehrerinnenpatent handelte, blieben Schreiben, Singen, Zeichnen und Turnen bei der Berechnung der Gesamtnote unberücksichtigt. Diejenigen Schülerinnen, welche damals die aufgerundete Gesamtnote 5 erhielten, hatten Durchschnitte zwischen 4,5 und 4,8 erreicht; 4,8 im besondern Frida Wedekind neben einer andern Schülerin, 4,7 Sophie Marti.

Diese 7 guten Schülerinnen hätten zum guten Teil sogar einen noch bessern Durchschnitt erlangen können. Aber ein Jahr vorher hatte die Prüfungskommission «grundsätzlich beschlossen, für die Probelektion nicht die Note ‚sehr gut‘ festzusetzen (der Beweggrund war ein praktischer: Es soll keine Kandidatin meinen, sie habe in der Lehrkunst nichts mehr zu lernen).» Obwohl man auch heute nicht selten mit Lehrern zusammentrifft, die auf ähnliche Art ihre Scheu vor der höchsten Note begründen, war der Beschluß eine Dummheit und eine Verkennung der Bedeutung der Noten. Doch im Protokoll des Rektors heißt es 1887 trotzdem: «An dem grundsätzlichen Beschluß vom letzten Jahr, in der Probelektion als höchste Note 4 zu geben, wurde festgehalten, weil es auch in Wettingen so gehalten wird. Aber es soll eine Bemerkung in das Zeugnis hineingesetzt werden, daß es so gehalten werde.» Hier mußte zur Begründung schon herhalten, was Wettingen tat, und die Bemerkung im Zeugnis machte die Sache gewiß nicht besser. Die Folge war, daß von den 15 Kandidatinnen 12 unterschiedslos die Note 4 erhielten. 1889 wurde für die guten Probelektionen wiederum die Note 5 erteilt.

Es wird so häufig und mit solch innigem Behagen erzählt, wenn jemand schlechte Zeugnisse gekriegt hat, der sich im spätern Leben bewährte, daß man doch auch einmal den nach den wirklichen statistischen Untersuchungen durchaus normalen Fall erwähnen darf, da tüchtige Leute auch gute Noten erwarben. Nebenbei: Wenn Churchill oder Frank Wedekind (im schärfsten Gegensatz zur Schwester Frida) schlechte Schulzeugnisse heimbrachten, so hatte das ganz andere Bedeutung, als wenn irgendein Unbekannter sich mühselig ein ebenso schlechtes erkrampft. Deswegen seien hier nun auch die Noten Sophie Martis mitgeteilt: Pädagogik 5, Probelektion 4, Religion 5, Deutsch 5, Französisch 5, Arithmetik 5, Geometrie 5, Naturkunde 5, Geschichte 4, Geographie 4. Außerhalb der Berechnung für die Gesamtnote blieben, wie schon erwähnt, Schreiben 3, Singen 5, Zeichnen 3, Turnen 5. Die übrigen Schülerinnen mit der Gesamtnote 5 waren: Marie Buhofer, Lina Haberstick (die spätere hervorragende Lehrerin in Aarau), Pauline Hämmerli, Marie Heer, Mina Hunziker, Frida Wedekind.

Sophie Marti war also nicht besonders gut im Schreiben. Merkwürdig wird ihr daher das Thema des Pädagogikaufsatzes an der Patentprüfung vorgekommen sein: «Welche Bedeutung hat eine schöne Handschrift, und welches sind die Mittel, eine solche zu erlangen?» (Das von ihm selbst gegebene Thema hat Rektor Suter mit miserabelster Handschrift in das Schultagebuch geschrieben.)

Auffällig ist auch die schlechte Zeichnennote. Das «Kunstzeichnen» erteilte ein an und für sich nicht unkünstlerischer Maler der Münchner Schule, M. Wolfinger. Allerdings begreifen wir einiges, wenn wir das Programm lesen, das für jene Zeit galt, da Sophie Marti das Seminar besuchte: «Erste Klasse: Übungen im Umrißzeichnen mit stilisierten Pflanzenformen. Zeichnen nach stilisierten Pflanzen mit Blumenornamenten in Gyps. Einfache Kolorierübungen.» 1885/1886, als Sophie Marti in der zweiten Klasse war, behandelte Wolfinger die «Theorie der malerischen Perspektive mit Anwendung derselben beim Zeich-

nen nach geometrischen Körpern. Zeichnen nach Gypsornamenten.» Und schließlich galt für ihr letztes Schuljahr: «Fortsetzung des ornamentalen Gipszeichnens» (der Gyps hatte sich inzwischen in Gips verwandelt), «Blumen- und Ornamentmalen nach Vorlagen und Modellen.» Heute ist das Kunstzeichnen geradezu ein Wunderfach geworden, das alle künstlerischen und kunstgewerblichen Fähigkeiten der Mädchen wachruft. Daß es damals und noch lange solch echte und wirklichkeitsnahe Naturen wie Sophie Marti nicht begeistern konnte, muß man wohl begreifen.

Aber Sophie Marti wird die schlechte Zeichennote kaum beachtet haben: «Wo s übere gsi isch mitem Äxameschräcke, hämmer en Lärm verfüert im obere Schuelhusgang wine Gschar Rinderstore, wo s erscht Mol zum Näscht us ufe Chriesbaum händ chönne flüge» (dieser Lärm tönt eher nach 15 als nach bloß 7 Schülerinnen). «Wie lätz hämmer to vor Freud, all Lüt hätte mer möge ane Arfel neh, am allerliebschte en Kantonschüeler, wenn grad de rächt derhär cho wer mitem blaue Argowerchäppi.»

Besuch bei Sophie Haemmerli-Marti

Im Frühling 1926 übernahm ich als Vikar und später als ordentlicher Lehrer eine Stelle an der Bezirksschule Lenzburg. In der Vikarzeit, aber auch nach der Wahl erhielt ich viele Besuche von Schulpflegern, Gemeinderäten und Vätern von Schülern, daß ich nicht erstaunt war, als eines Tages ein ruhiger, ernster, ja fast scheuer Mann vor meinem Schulzimmer stand: der Arzt Dr. Haemmerli. Ich lud ihn ein, meinem Unterricht beizuwohnen. Er aber schlug die Einladung aus und bat mich, am nächsten Nachmittag um 4 Uhr ihn und seine Gattin zu besuchen.

Sein Haus lag inmitten eines etwas altertümlichen Gartens, dessen trüber Ernst durch das dunkle Wetter des Novemberanfanges noch verstärkt wurde. Alles, Birnspalier, Blumenrondell, Bäume, Sträucher, war zwar tadellos gepflegt, aber zu alt.

Gruppen von bejahrten Fichten, die einem großen Park wohl angestanden hätten, überschatteten den Rasen. Hausgang und Treppe lagen im Dunkel. Als ich im ersten Stock ankam – unten waren die Räume für die Praxis des Arztes –, fand ich die Klingel nicht, obwohl ich Türe und Wand sorgfältig abtastete. Schließlich klopfte ich an. Ein Dienstmädchen erschien und führte mich, ohne zu fragen, in die vordere, noch helle Stube, ein Biedermeierzimmer, soweit ich es erkennen konnte. Der Arzt und seine Frau baten mich zum Tee. Sie setzten sich mit einer gewissen unzeremoniellen und doch edlen Selbstverständlichkeit. Er begann zu sprechen. Ich spürte eine allgemein-menschliche Teilnahme, die nicht mir als der bestimmten Person galt, welche er ja noch gar nicht kannte, sondern die er mir einfach als Menschen spendete. Übrigens ließ er uns nach kaum zehn Minuten allein zurück. Er ging, als ob er nur eine Kleinigkeit zu tun oder anzuordnen hätte; aber nach einigen Augenblicken hörte man den Motor des Autos brummen... Und ich weiß, er war oft für manche Stunde weg.

Weitläufige Beziehungen zu einigen Professoren, die meine Lehrer und Kollegen meines Vaters an der Kantonsschule gewesen waren, gaben den ersten Anlaß zu einer Erwärmung des Gespräches. Sie sprach so einfach, gut und freimütig zu mir, daß ich errötete, weil ich es nicht verdiente. «Sie werden uns kennen; denn irgendeine Anekdote über uns werden Sie schon gehört haben... Ach, wehren Sie nicht ab; Sie können ja nichts dafür.» Der Zufall wollte allerdings, daß ich wirklich nichts erfahren hatte. «Mein Mann soll vor einigen Jahren, als die Motorräder aufkamen und er für seine sehr weitläufige Klientschaft eines dieser noch höchst unvollkommenen Dinger anschaffte, einmal das Tal hinauf und dreimal um den Hallwilersee gesaust sein, bis das Rad von selbst stehen blieb. Angeblich hatte er nicht mehr gewußt, wie man diese Teufelsmaschine abstellt.» – «Das glaube ich nicht!» rief ich eifrig.

«O, empören Sie sich nicht!» meinte sie mit einem Lächeln. «Die Anekdote könnte ja wahr sein und wäre trotzdem erlogen

in dem, was sie besagen will; denn diese Ungeschicklichkeit oder gar Weltfremdheit meines Gatten kenne ich nicht.»

Frau Sophie Haemmerli-Marti stand zur Zeit dieses Besuches im 59. Altersjahr und war die Mutter von vier erzogenen Töchtern. Sie hatte schon mancherlei veröffentlicht, allerdings noch nicht die tief sinnigen Allerseelengedichte (1928) und «Mis Aargäu».

Im Heimgehen und noch in später Nacht beschäftigte es mich, wie einfach und eindrucksvoll zugleich Frau Sophie Haemmerli-Martis Gespräch gewesen war. Ich hatte immer geglaubt, daß der gebildete Mensch sich in erster Linie durch ein Mehr an bestimmten Kenntnissen und Fähigkeiten über die gewöhnlichen Leute hinaushebe. Und hier bei dieser Frau verspürte ich etwas, was mir, wie ich fürchtete, damals noch gänzlich fehlte: Nicht um das Wissen ging es in erster Linie, obwohl es nicht fehlen durfte, sondern um eine innere Verwandlung von solcher Art, daß einer bei der Magd Brot bestellen könnte, und man müßte an ihm den Menschen von Bildung und Kultur erkennen.

Die Einladungen wiederholten sich, schließlich wurde es Gewohnheit, daß ich einmal in der Woche nach vier Uhr Frau Sophie Haemmerli-Marti besuchte. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte sie mit ihrer frühern Lehrerin, Elisabeth Flühmann, Dantes «Divina Commedia» gelesen und mit Emily Schlatter Miltons «Paradise lost». Ungefähr von 1910 an datierte eine sehr eingehende Beschäftigung mit der französischen Literatur. Das alles spielte eine große Rolle in unsern Gesprächen, besonders aber die französische klassische Literatur, in der ich damals als ziemlich gut belesen gelten durfte. Was mir bei den lebhaften Gesprächen auffiel, waren nicht so sehr Sophie Haemmerli-Martis bedeutende Kenntnisse und ihre eigenwilligen Bemerkungen als die sonderbare «Nähe», die sie zu diesen Büchern besaß, deren Probleme sie genau so selbstverständlich angingen wie Garten und Haushalt.

Oft und begeistert sprach sie von Spitteler. Sie schreibt ja in «Mis Aargäu» vom Jahr 1906, da ihre Beziehungen zu Spitteler

begonnen hatten: «En höchi Zit het ire Afang gno.» Viele ihrer Gedanken besaßen die Prägung von Spitteler her oder waren im Kampf gegen ihn entstanden. Er durchwirkte ihre bedeutsamsten Erinnerungen. Bücher, Bilder und anderes in der Wohnung trugen als unsichtbare Etikette das geistreiche Plazet oder hie und da das gewöhnlich noch geistreichere Non plazet Spittelers. Manchmal schien mir fast, wie wenn ich mich nicht mit ihr, sondern mit ihm auseinanderzusetzen hätte, ja daß sie mich mit Absicht ihm entgegenstellte.

Sophie Haemmerli-Marti war für Musik sehr empfänglich. Gewöhnlich forderte sie mich auf, Klavier zu spielen, wobei sie Haydn und Mozart besonders liebte. Irgendwie erinnerte sie mein Spiel an dasjenige Spittelers. Eines Tages rief sie sogar: «An diesem Klavier pflegte Spitteler zu fantasieren! Fantasieren Sie auch einmal!»

Und was gar nicht selbstverständlich war: Ich fantasierte wirklich. Neben einer ausgeprägten Neigung zum Fantasieren, der ich oft fröne, hatte ich ja einige Jahre zuvor im einzigen Aarauer Kino Klavier gespielt und dabei, zumeist fantasierend, Liebesszenen, Mord und Krieg und auch den Brand von Rom zu Neros Zeiten mit mehr oder weniger musikalischem Schmelz oder Getöse begleitet. Rein äußerlich war ich also für die Aufgabe vorbereitet.

Frau Haemmerli-Marti schien mit meinen Improvisationen ganz zufrieden zu sein. Aber wahrscheinlich dienten sie bloß dazu, eine frühere, mit Spitteler erlebte Szene wieder zu erwecken. Ja unbewußterweise wiederholte ich dabei sogar eine noch viel ältere Situation, die Spitteler selbst bei Jacob Burckhardt erlebt hatte: «Burckhardt hatte ein geringes Klavier in seinem Zimmer stehen», so berichtete der Dichter. «Es gelang mir nie, ihn dazu zu bewegen, mir etwas vorzuspielen; er entschuldigte sich mit seiner Unzulänglichkeit. Dagegen mich nötigte er zum Spielen, meine eigenen Unzulänglichkeitsbeteuerungen steifnackig beseitigend. Ich solle ihm vorfantasieren, begehrte er. Die Fantasie begleitete er dann jeweilen mit teilnehmenden Zwischenrufen: ,Halt, jetzt genug der Überleitung,

jetzt wieder das Thema‘ oder ‚dieser Trugschluß gefällt mir‘ und dergleichen mehr. Mitunter gab er mir auch ein von ihm erfundenes Thema zum Fantasieren auf. ‚Lassen Sie hören, was würden jetzt Sie aus diesem Thema machen?‘».

Zur Zeit ihrer Konfirmation hatte Sophie Haemmerli-Marti einen Urner davon abgehalten, die geistliche Laufbahn zu betreten. Dieser Urner war mittlerweile der Vater eines Künstlers geworden, der damals, 1926/1927, noch gänzlich unbekannt war, aber von ihr in jeder Hinsicht sehr gefördert wurde: Heinrich Danioth. Sie zeigte mir gelegentlich Arbeiten dieses Künstlers und bat mich um ein Urteil. Dabei schien mir, daß sie damals bei aller Begeisterung doch auch Schwierigkeiten beim Erfassen der Bilder zu überwinden hatte. Später hat Heinrich Danioth ihrem Andenken das graphische Werk «Steile Welt» gewidmet.

Zu Beginn des Dezembers 1924 war Spittelers späteste Gabe erschienen, der in paarweise gereimten, sechsfüßigen Jamben geschriebene «Prometheus der Dulder». (Der Dichter selbst starb am 29. Dezember 1924.) Diesen «Prometheus» wollte mir Sophie Haemmerli-Marti nahe bringen. Sie las mir vor, deutete das Gelesene und wünschte, daß ich diese Dichtung nicht nur kenne, sondern auch bewundere. Wiewohl ich den «Prometheus» nicht so hoch wie sie schätzen konnte, war ich doch von ihren Vorlesungen sehr bewegt: Eine Dichterin las mir das Werk eines befreundeten, ja geliebten Dichters vor! Welch lebendige Beziehung mußte das schaffen! Ein bloßes Buch wurde zur Schatztruhe. Die Verse erweckten Gedanken, die Gedanken Erinnerungen, die Erinnerungen führten wieder zum Dichter und zur Dichtung . . . Sophie Haemmerli-Marti hatte ja zeitlebens durch Menschen mehr als durch bloße Bücher die Bildungsgüter erworben; man denke an Pfarrer Jakob Heiz, der ihren Jugendjahren so viel bedeutete, an Erika und Frank Wedekind, an ihren Gatten, an die Professoren Winteler und Käslin, an Werner Wehrli und Fräulein Flühmann. Sie wünschte offenbar, daß auch ich an dieser schönsten Art teilhabe, die Güter der Kultur zu empfangen und weiterzureichen.

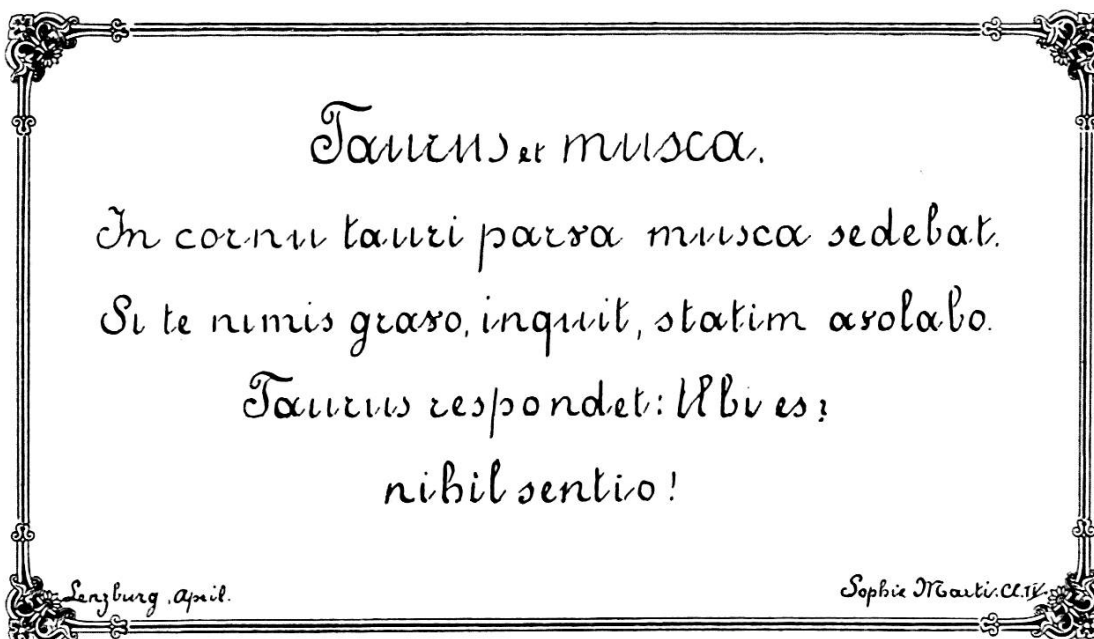
Ich war beglückt und... unglücklich und hätte gern mit irgendeiner Leistung gezahlt. Aber wie? Ich spürte, daß man in einem solchen Fall gewissermaßen nur mit sich selbst zahlt, nämlich mit einer weitgehenden Hingabe an die gegenseitige Beziehung und mit einem Eintreten in die geistige Welt des andern ohne Furcht, sich darin zu verlieren. Aber ein junger Mann, der nicht nur in der innerlichen, sondern schon in der banalen äußern Wirklichkeit Mühe hatte, sich zu behaupten, konnte das einfach nicht.

Ich kannte wohl Schillers Spruch: «Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.» Aber es gehört unglaublich viel geistige Freiheit und Selbstsicherheit dazu, um im Vertrauen auf das eigene «bloße» Sein solch eine geistige Freundschaft auszukosten. Als ich von Lenzburg wegzog, entzog ich mich den Beziehungen zu Frau Sophie Haemmerli-Marti mit der allerdings nie erfüllten Hoffnung, als einer, der etwas geleistet hat, einmal mit mehr innerer Sicherheit wieder zu ihr zurückzukehren. Das Leben hatte mir ein zu großes Geschenk zu früh in den Schoß gelegt.

Charles Tschopp

Der Zufall will es, daß aus der Mädchenbezirksschule Lenzburg Musterschriften der Schülerinnen aus den Jahren 1883 und 1884 erhalten geblieben sind. Auf ein Blatt mit vorgedruckter Verzierung schrieben die damals 12- bis 16jährigen Mädchen, deren Namen in und um Lenzburg zum Teil noch gut bekannt sind (Martha Eich, Johanna Jahn, Frieda Wedekind, Fanny Hünerwadel, Maria Kieser, Pauline Hämmerli, Stephanie Rabe, Albertine und Fanny Oschwald usw.), eine Quittung, einen Spruch oder meistens eine durchaus unkindliche Kennzeichnung irgendeines zu jener Zeit besonders berühmten Mannes: Über Klopstock («...das Vorbild für Schiller und Göthe»), P. v. Cornelius («...war der Begründer der deutschen nationalen Malerei; seine Werke tragen den Stempel linearer Schönheit und innere Erhabenheit»), Thorwaldsen («...der berühmteste Bildhauer der neuen Zeit, seine zahlreichen Werke athmen den Geist hellenischer Kunst»), Rubens («...er leistete im Figurenfach wie in der Landschaft Vorzügliches»).

Nur eine der vielen Schriftproben verwendet die französische Sprache und nur eine, die inhaltlich reizvollste, das Latein:



(Der Stier und die Fliege: Auf dem Horn eines Stieres saß eine kleine Fliege. Wenn ich dich allzusehr beschweren sollte, sagte sie, werde ich sofort wegfliegen. Der Stier aber antwortete: Wo bist du überhaupt? Ich spüre nichts.)

Die Schriften sind deutsch oder «englisch», vielfach mit besondern Zierformen. Viele sind unglaublich sorgfältig ausgeführt, so richtige Beispiele der sagenhaften Schriften aus der «guten alten Zeit». Das oben reproduzierte Blatt der damals 15jährigen Sophie Marti am Ende ihrer Bezirksschulzeit bestätigt im voraus das Urteil des Seminarschreiblehrers: Sie ist verhältnismäßig schlecht und unsorgfältig.

Charles Tschopp